



Jocelyne
Saucier
Ein
Leben
mehr

Insel
Roman

»Diese erzählerische Kraft! Und diese Menschlichkeit!
Jocelyne Saucier ist eine Magierin der Seele!« Le Devoir

»Ich pinkel einwandfrei. Ärzte sind keine Götter, sie machen Fehler wie alle anderen. Mein Arzt hat sich eben geirrt.«

Eines Tages kam Charlie mit Sack und Pack dort im Wald an, und Ted gestattete ihm, sich in der Nähe seines Camps eine Hütte zu bauen. Tom stieß ein paar Jahre später dazu. Offenbar fand Ted, die beiden Neuankömmlinge hätten das Zeug zum Überleben in der Wildnis, sonst hätte er ihnen wohl nicht erlaubt zu bleiben.

Ted war ein gebrochener Mann, Charlie ein Naturbursche und Tom ein Draufgänger. Die Tage vergingen, und sie wurden gemeinsam alt. Sehr alt. Sie hatten alles hinter sich gelassen. Keiner von ihnen wollte zurück in sein früheres Leben, sie wollten einfach morgens aufstehen, den neuen Tag begrüßen, der nur ihnen selbst gehörte, und sich von niemandem in irgendwas reinreden lassen.

Die drei waren eine eingeschworene Gemeinschaft, aber ihre Hütten standen so weit voneinander entfernt, dass jeder das Gefühl haben konnte, ganz allein auf der Welt zu sein. Jeder wohnte auf seiner eigenen Lichtung mit Blick auf den See. Von den Nachbarn sah man nichts, zwischen ihnen wuchs dichter Wald.

Charlies Camp war das ordentlichste. Es bestand aus vier Gebäuden: der Wohnhütte, dem Brennholzschuppen, dem Plumpsklo und dem Geräteschuppen. Bei ihm gab es kein Gerümpel, nirgendwo lag eine Schaufel oder Axt herum, während man bei Tom nach dem Ofenrohr Ausschau halten musste, um zu erkennen, in welcher der zugemüllten Bruchbuden er wohnte.

Weder Charlie noch Tom waren je in Teds Hütte gewesen. Sie hatten keine Ahnung, worauf sein Blick geruht hatte oder welche Spuren seine Gedanken an Wänden hinterlassen hatten. Ted hatte sich manchmal für Tage, Wochen oder Monate zurückgezogen. Im Winter bekamen sie ihn gar nicht zu Gesicht, und im Norden ist der Winter lang. Wenn die anderen seine Fußspuren im Schnee sahen, wussten sie immerhin, dass er seine Hasenschlingen überprüft hatte, und wenn sie frische Späne vor seinem Holzschuppen fanden, wussten sie, dass er seinen Vorrat an Kleinholz aufgefüllt hatte. Ihn selbst sahen sie nicht, bis er irgendwann wieder auftauchte.

Ich weiß nicht, ob man Ted als Künstler bezeichnen konnte, denn die Bilder, die wir in seiner Hütte fanden, waren eigentlich keine richtigen Gemälde. Jedenfalls vertrieb er sich die Wintermonate mit Malen, und deshalb erlaubte er mir auch, in seinem Wald Gras anzubauen.

Ich war auf Ted gestoßen, indem ich der Legende von Boychuck gefolgt war. Der Legende von dem Jungen, der durch die verbrannte Landschaft gewandert war, der Legende von dem Mann, der vor seinen Dämonen in den Wald geflohen war, einem der letzten Überlebenden des Großen Brandes von Matheson im Jahr 1916. Überall erzählten mir die Leute von ihm. Die Einwohner der Kleinstädte im Norden schwelgen gern in Erinnerungen. Man muss sich nur in einer Bar an den Tresen setzen, und spätestens nach

zwei, drei Bierchen setzt sich jemand zu dir und erzählt dir alles, was du wissen willst. Man muss sich bloß die Zeit nehmen.

Eine offene Wunde, sagten die meisten Leute über Ted.

Steve sagte das auch.

Steve ist jemand, der mit der Welt abgeschlossen hat, er hat keinen Ehrgeiz und verfolgt keine großen Pläne. Er regiert über sein kleines Reich und lebt in den Tag hinein. Das Hotel gehört ihm nicht, aber der Besitzer hat es ihm zur Pacht überlassen. Genauso gut hätte er es leer stehen lassen können.

Ich mochte Steve auf Anhieb. Sein distanzierter Blick gefiel mir.

Wir waren bei unserem zweiten Joint. Steve war ein Anfänger, noch nie habe ich jemanden so gierig inhalieren sehen.

Wir verloren uns in der Langsamkeit, einem Gefühl, das ich sehr mag, und irgendwann sagte er, als hätten wir schon seit Stunden über nichts anderes gesprochen:

»Ich weiß den idealen Ort für dich.«

Ich hatte meine Anbaupläne mit keinem Wort erwähnt, aber wir wussten beide, warum ich da war. Ich war wohl kaum zum Blumenpflücken in diese gottverlassene Gegend gekommen.

»Der Ort ist ideal, aber der alte Mann wird nicht leicht zu überreden sein.«

Am nächsten Tag folgte ich der Wegbeschreibung, die er mir gegeben hatte. Die Sandpiste führte mich direkt zur Hütte des Alten.

Ted erwartete mich. Er kannte seinen Wald, so viel war sicher. Er musste das Federn meiner Turnschuhe auf dem Waldboden gehört haben. Er saß auf einem Baumstumpf vor seiner Hütte und tat so, als hinge er seinen Gedanken nach, aber er war auf der Hut. Vielleicht hätte ich sogar hören können, wie meine Schritte an sein Ohr drangen, aber ich hatte nur die Argumente im Kopf, mit denen ich ihn überzeugen wollte.

Tom hatte struppiges Haar und einen massigen Körper, er trug ein kariertes Hemd und eine Big-Bill-Hose und sah aus wie ein Einsiedler aus dem Bilderbuch, aber der Blick, den er mir zuwarf, sagte, dass er die Welt kannte und mehr als genug von ihr gesehen hatte.

Ich war damals noch ziemlich grün hinter den Ohren und er schon sehr alt. Das Gespräch versprach schwierig zu werden. Er kam mir kein Stück entgegen. Er ließ mich reden und sah zu, wie ich mich immer weiter verrannte. Zwischendurch wusste ich selbst nicht, was ich da eigentlich redete. Er saß stumm und reglos auf seinem Baumstamm, während ich mich in einen endlosen Monolog verstrickte. Irgendwann konnte ich mich selbst nicht mehr hören und verstummte.

Er maß mich mit einem langen Blick.

»Kann man machen«, sagte er.

Eitel wie ich war, gab ich mich kurz der Illusion hin, ich hätte ihn für meine Sache begeistert, er wäre dem Reiz des Verbotenen erlegen und freue sich über die Gelegenheit,

der Welt, der er den Rücken gekehrt hatte, eins auszuwischen. Doch dann begriff ich, dass der alte Mann Geld brauchte. Die Verhandlungen waren knallhart.

Er wollte Leinwände, Marderhaar- und Schweineborstenpinsel, Leinöl aus der ersten Pressung und hochpigmentierte Farben. All das sollte ich bei Windsor & Newton kaufen, einem renommierten Geschäft, das natürlich sehr teuer war. Für ihn war das Zeug schlicht unbezahlbar. Bisher hatte er auf Sperrholzplatten gemalt, mit ausgefransten Pinseln und minderwertigen Ölfarben, die rasch verblassten. Steve war dafür zuständig, ihn mit Material zu versorgen, aber er fuhr immer nur zu der Eisenwarenhandlung in der nächstgelegenen Stadt, zweihundert Kilometer hin und zurück.

Ted malte also. Das war kein Geheimnis. Wenn wir ihn nach seinem Winterschlaf wieder zu Gesicht bekamen, waren seine Klamotten farbverschmiert. Ich wunderte mich immer über die vielen bunten Flecken. Bei mir bestellte er nämlich nur dunkle Farben. Kohlschwarz, Aschgrau, Kalkgrau und ein undefinierbares Braun, das Umbra hieß. Keiner von uns wusste, was er malte.

Teds Camp lag zwischen Toms und Charlies. Jeden Morgen, wenn Tom den Ofen angeheizt und seine Bratkartoffeln mit Speck gegessen hatte, schaute er bei Charlie vorbei. Jeden Morgen passierte er Teds Hütte und sah zum Ofenrohr hoch. Und jeden Morgen sprachen er und Charlie als Erstes darüber, ob Teds Rauch schnurgerade aufstieg, sich kräuselte oder niedrig über der Hütte hing, weil der Ofen schlecht zog.

Der Rauch aus Teds Ofenrohr war der Beweis dafür, dass er am Morgen aufgestanden war, den Ofen angeheizt und sich Bratkartoffeln mit Speck gemacht hatte, dass er seine Gedanken vom Vortag weiterdachte und auch für ihn ein neuer Tag begann, ein neuer Tag als einsamer, aber lebendiger Mensch.

Auch ich hatte mir angewöhnt, immer erst zu den Ofenrohren hochzuschauen, schließlich musste ich jederzeit damit rechnen, dass der Tod meinen Freunden einen Besuch abstattete. Komischerweise hatte ich immer geglaubt, dass Tom als Erster sterben würde, obwohl er der Jüngste der drei war und noch ganz aufgewühlt von seinem bewegten Leben. Die jahrelangen Ausschweifungen waren nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Er hatte nur noch ein Auge, er humpelte und er geriet schnell außer Atem. Ich hatte immer gedacht, dass er nicht das Zeug zum Überleben in der Wildnis hatte, aber er schlug sich tapfer.

Charlie und Tom redeten über den Tod wie über das Wetter, daran musste ich mich anfangs erst gewöhnen:

»Schönes Wetter heute.«

»Ja, kein schlechter Tag zum Sterben.«

Sie fanden den Tod weder traurig noch schlimm, er war einfach nur eine Möglichkeit, die sie beiläufig erwähnten. Sie freuten sich, dass sie so alt geworden waren, dass die Welt sie vergessen hatte und dass sie in Freiheit lebten. Sie waren fest davon überzeugt, alle Spuren verwischt zu haben.

An diesem Tag waren Charlie und Tom wie immer damit beschäftigt, sich gegenseitig aufzuziehen.

»Na, Charlie, alter Freund? Ist heute ein guter Tag zum Sterben?«

»Noch so eine Nacht und ich überlebe den morgigen Tag nicht, so viel ist sicher. Aber ich will erst am Abend sterben. Mit Blick in die untergehende Sonne.«

»Morgen Abend also.«

»Ja, morgen Abend. Aber wenn der Tod zu lange auf sich warten lässt, verschiebe ich das Ganze lieber. Ich will nicht im Dunkeln sterben.«

»Nicht im Dunkeln, gut. Aber wenn du zu hohe Ansprüche stellst, wird der Tod dich nie wollen. Pass bloß auf, alter Freund, ehe du dich versiehst, bist du hundert, und das war's dann, dann bist du zu alt zum Sterben.«

An mich gewandt fügte Tom hinzu:

»Der sture Esel will einfach nicht abtreten.«

Darauf sagte niemand mehr etwas. Das war eigentlich nichts Ungewöhnliches, in unseren Gesprächen gab es oft Pausen, in denen jeder seinen eigenen Gedanken nachhing. Diesmal zog sich das Schweigen allerdings in die Länge. Es hing schwer in der verbrauchten Luft.

Als Charlie sich über seine Teetasse beugte, mir einen verstohlenen Blick zuwarf und sich dann wieder mit seiner Teetasse beschäftigte, als hätte er ihr irgendetwas Wichtiges mitzuteilen, wusste ich, dass wir das Gespräch nicht einfach wiederaufnehmen und über das Wetter reden würden.

»Ted ist tot.«

Ich hätte damit rechnen können, schließlich musste es irgendwann so kommen. Trotzdem war ich nicht darauf vorbereitet. Aber das ist man wohl nie. Ich fühlte mich, als hätte man mir ein Messer in die Brust gerammt.

Ted war jemand, der für die Ewigkeit gemacht schien. Es konnte nicht sein, dass er wie jeder andere in seinem Bett gestorben war, ohne jede Vorwarnung außer einem Ofenrohr, aus dem kein Rauch mehr aufstieg.

Als sie ihn in seinem Bett fanden, trug er nur ein Unterhemd und eine lange Unterhose, und er war halb zugedeckt. Er lag ganz friedlich da, fügte Charlie rasch hinzu, er hatte keinen Schaum vor dem Mund.

»Keinen Schaum vor dem Mund, bist du sicher?«

Ich musste das fragen. Die Vorstellung, dass einer von ihnen an einer Strychninvergiftung starb, hatte mich immer gequält. Sie machten Scherze darüber, aber mir zerriss es das Herz.

»Er ist an Altersschwäche gestorben«, sagte Tom.

Charlie ergänzte, dass er sogar ein schwaches Lächeln auf den Lippen gehabt habe. Offenbar sei er froh gewesen, endlich gehen zu dürfen.

»Wenn ein Toter lächelt, ist das ein Geschenk an die Nachwelt.«

Ted, der im Tod lächelte, das war nur schwer vorstellbar. Zu Lebzeiten hatte ich ihn nie lächeln sehen.

Ich wollte wissen, wo sie ihn begraben hatten.

Also zogen wir los. Die Hunde liefen vorweg, gefolgt von Charlie, der lautlos wie ein Bär durch den Wald tapste, und Tom, der neben ihm herhinkte. Als Letztes kam ich. Fast hätte man meinen können, wir wollten an einem schönen Sommertag irgendwo einen Baum fällen, und Ted würde auf dem Baumstumpf vor seiner Hütte auf uns warten. Aber Ted würde nie mehr bei unseren Arbeitseinsätzen mitmachen. Für Ted gab es kein Bäumefällen mehr, keine Reparaturen an einer Hütte, keine Instandhaltung der Wege, keine Elchjagd. Teds Leiche lag lächelnd unter der Erde.

Auf seinem Grab sprossen bereits die ersten Grashalme. Wenn man Ted gekannt hatte, wirkte das umgegrabene Rechteck ziemlich klein. Ein paar Meter weiter stand seine leere Hütte, aus dem Ofenrohr kam kein Rauch. Unsere Gedanken wanderten zu der Hütte. Die Leiche, die irgendwo unter unseren Füßen lag, war bedeutungslos. Die Hütte war Teds Grabmal.

Wir mussten hinein. Ob wir ihm auf diese Weise die letzte Ehre erweisen wollten oder einfach nur neugierig waren, kann ich nicht sagen. Wir wollten sehen, was Ted all die Jahre vor Augen gehabt hatte, und die Gerüche riechen, in denen er gelebt hatte. Sehen, riechen, hören, fühlen. Wir mussten uns Teds Leben aneignen, um uns von ihm zu verabschieden.

Wir gingen durch die Tür, ich forsch vorweg, Tom und Charlie langsamer hinterher. Sie hatten die Hütte bereits betreten, um Teds Leiche herauszutragen, aber nun zögerten sie.

Auf den ersten Blick unterschied sich die Hütte nicht von Charlies: ein etwa zwanzig Quadratmeter großer Raum mit zwei gegenüberliegenden Fenstern. Unter dem rechten Fenster standen eine alte Emaillespüle und eine Arbeitsplatte aus mit Linoleum belegten Brettern. Daneben der Ofen, das Herz jeder anständigen Hütte. Weiter hinten, in einer dunklen Ecke, befand sich das Schlafzimmer, eine Matratze auf einem primitiven Holzgestell. Ungewöhnlich war, dass auch das Esszimmer in einer dunklen Ecke untergebracht war, ein grob gezimmerter Tisch und ein einziger Stuhl. Ted empfing keinen Besuch, das war bekannt. Vor dem linken Fenster, das nach Süden ging, stand eine selbstgebaute Staffelei mit einer Leinwand: eine graue Fläche, die mit schwarzen Strichen und einigen wenigen Farbkleckschen übersät war. Die Farben waren schwer zu bestimmen. Rot, Orange oder Gelb, irgendetwas in der Richtung. Die Farbkleckse liefen ineinander, überdeckten sich, fraßen sich gegenseitig auf. Ich hatte das beklemmende Gefühl, auf eine Welt zu blicken, die sich in einem stummen Schrei auflöst.

An der Wand lehnten zwei weitere Bilder. Derselbe graue Grund mit einigen wenigen Farbkleckschen. Wie ein Requiem, in dem plötzlich ein paar fröhliche Töne erklingen. Nichts wirklich Aufmunterndes, nichts, was eine Leiche zum Lächeln bringen könnte.